



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

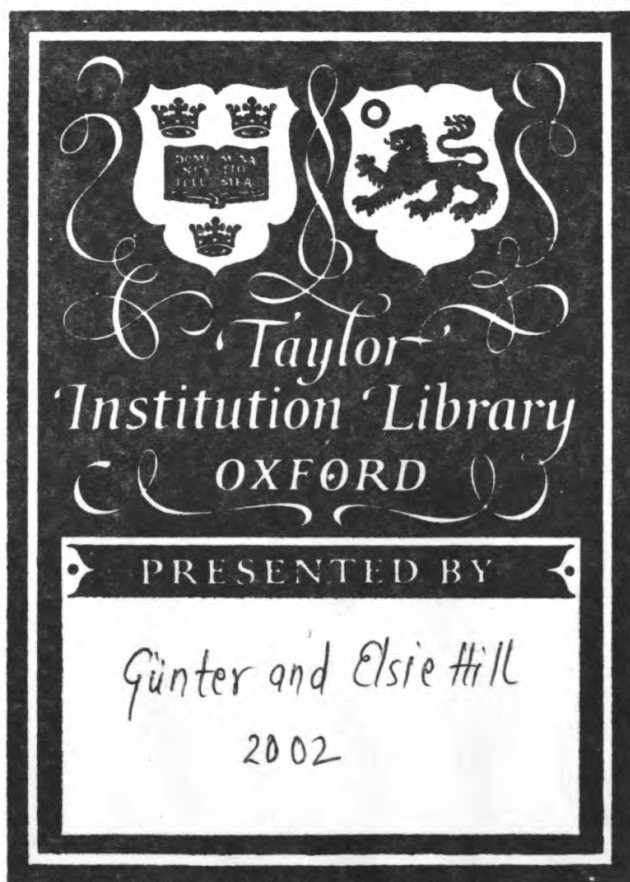


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



*Bruder Lustig
und anderes*





PRESENTED BY

Günter and Elsie Hill

2002

TNR 11261

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000


1000

1000

1000

1000

Von diesem Buche wurden 100 Exemplare
auf Bütten gedruckt und in Ganzleder
gebunden. Den Einband zeichnete E. R. Weiß

Exemplar Nr. 



**B r u d e r L u s t i g
u n d a n d e r e s**

erzählt von

den

G e b r ü d e r n G r i m m

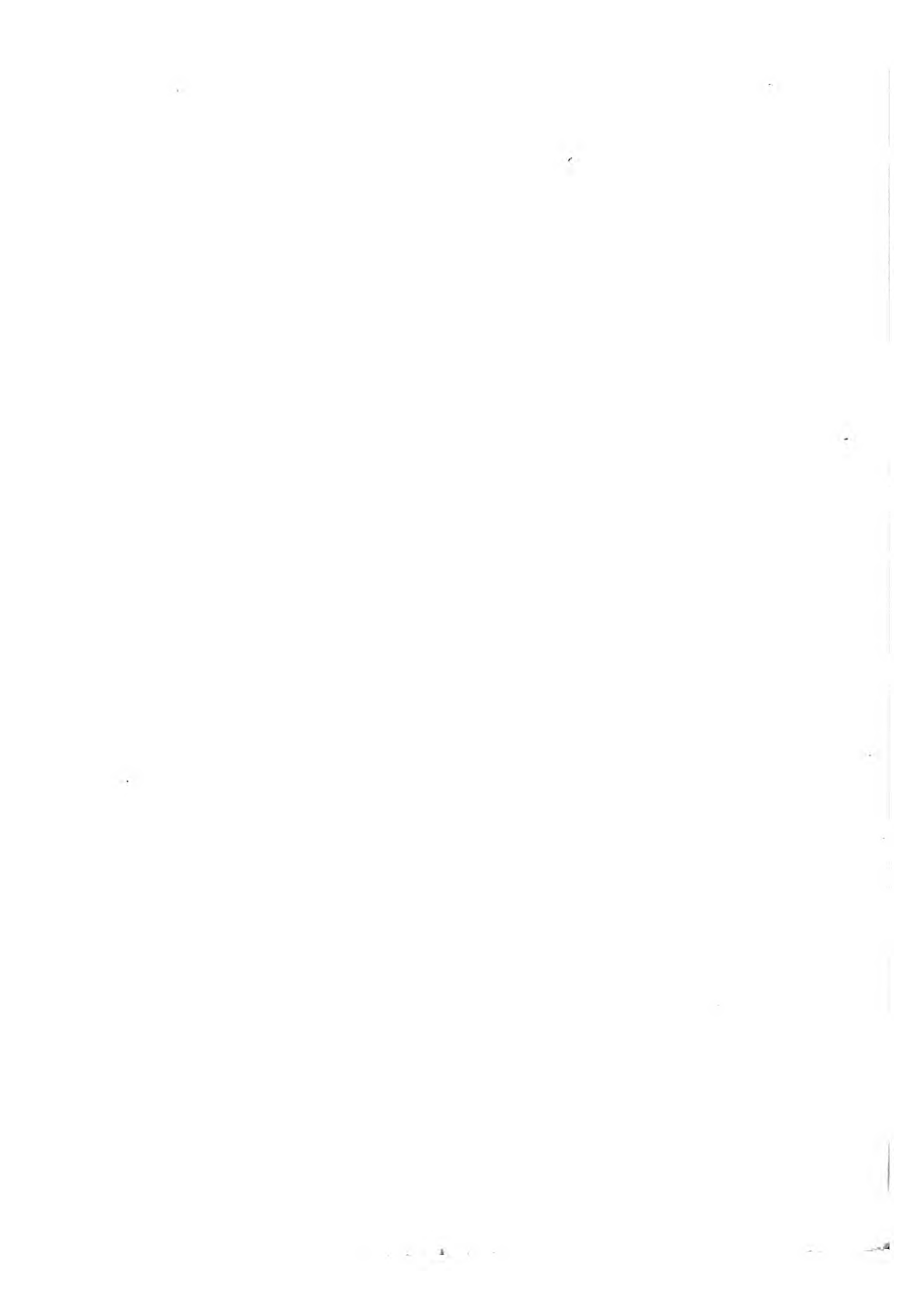
Mit Zeichnungen

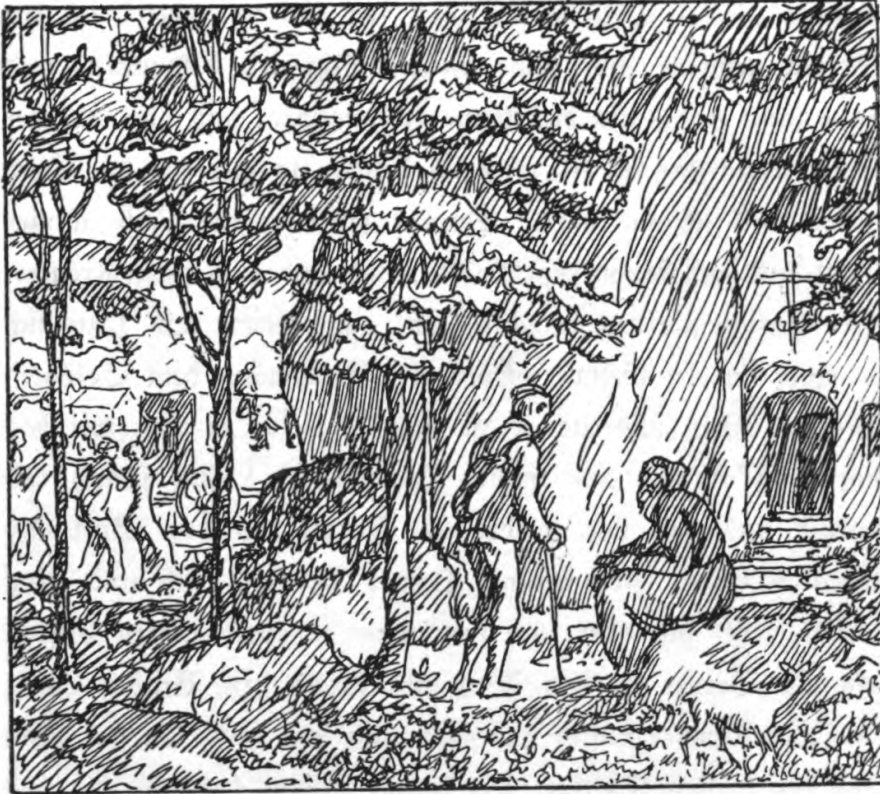
von

Leopold von Kalckreuth



**Bei Bruno Cassirer
Berlin**





Bruder Lustig

Es war einmal ein großer Krieg, und als der Krieg zu Ende war, bekamen viele Soldaten ihren Abschied. Nun bekam der Bruder Lustig auch seinen Abschied und sonst nichts als ein kleines Laibchen Kommissbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich als ein armer Bettler an den Weg gesetzt, und wie der Bruder Lustig daher kam, bat er ihn um ein Almosen. Er ant-

wortete „lieber Bettelmann, was soll ich dir geben? ich bin Soldat gewesen und habe meinen Abschied bekommen, und habe sonst nichts als das kleine Kommisßbrot und vier Kreuzer Geld, wenn das all ist, muß ich betteln, so gut wie du. Doch geben will ich dir was.“ Darauf teilte er den Laib in vier Teile, und gab davon dem Apostel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich, ging weiter und setzte sich in einer andern Gestalt wieder als Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorige Mal, um eine Gabe. Der Bruder Lustig sprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter, setzte sich aber zum drittenmal in einer andern Gestalt als ein Bettler an den Weg und sprach den Bruder Lustig an. Der Bruder Lustig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und der Bruder Lustig ging weiter und hatte nicht mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirtshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter, und da ging ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an, „guten Tag, Kamerad, kannst du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?“ — „Wo soll ich's hernehmen,“ antwortete der Bruder Lustig, „ich habe meinen Abschied und sonst nichts als einen Laib Kommisßbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler sind mir auf der Landstraße



begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab ich im Wirtshaus gegessen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer, und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir miteinander betteln gehen.“ — „Nein,“ antwortete der heilige Petrus, „das wird just nicht nötig sein: ich verstehe mich ein wenig auf die Doktorei, und damit will ich mir schon so viel verdienen als ich brauche.“ — „Ja,“ sagte der Bruder Lustig, „davon verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln gehen.“ — „Nun komm nur mit,“ sprach der

heilige Petrus, „wenn ich was verdiene, sollst du die Hälfte davon haben.“ — „Das ist mir wohl recht,“ sagte der Bruder Lustig. Also zogen sie miteinander fort.

Nun kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und schreien, da gingen sie hinein, so lag der Mann darin auf den Tod krank und war nah am Verschneiden, und die Frau heulte und weinte ganz laut. „Laßt Euer Heulen und Weinen,“ sprach der heilige Petrus, „ich will den Mann wieder gesund machen,“ nahm eine Salbe aus der Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte, und ganz gesund war. Sprach der Mann und Frau in großer Freude „wie können wir euch lohnen? was sollen wir euch geben?“ Der heilige Petrus aber wollte nichts nehmen, und je mehr ihn die Bauersleute baten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heiligen Petrus an, und sagte „so nimm doch was, wir brauchen's ja“. Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heiligen Petrus das müßte er annehmen, aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite und sprach „nimm's doch, dummer Teufel, wir brauchen's ja“. Da sagte der heilige Petrus endlich „ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trag's nicht: wenn du's willst, so mußt du es tragen“. — „Das hat keine Not,“ sprach der Bruder Lustig, „das will ich schon tragen,“ und nahm's auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber war hungrig, also sprach er zu dem heiligen Petrus „schau, da ist ein schöner Platz, da

könnten wir das Lamm kochen und verzehren". — „Mir ist's recht," antwortete der heilige Petrus, „doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen: willst du kochen, so hast du da einen Kessel, ich will dertweil auf und ab gehen, bis es gar ist. Du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen." — „Geh nur," sagte Bruder Lustig, „ich verstehe mich aufs Kochen, ich will's schon machen." Da ging der heilige Petrus fort, und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon gar und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. „Das soll das Beste sein," sprach er und versuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heilige Petrus zurück und sprach „du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir". Da nahm Bruder Lustig Messer und Gabel, tat als suchte er eifrig in dem Lammsfleisch herum, konnte aber das Herz nicht finden; endlich sagte er kurzweg „es ist keins da". — „Nun, wo soll's denn sein?" sagte der Apostel. „Das weiß ich nicht," antwortete der Bruder Lustig, „aber schau, was sind wir alle beide für Narren, suchen das Herz vom Lamm und fällt keinem von uns ein, ein Lamm hat ja kein Herz!" — „Ei," sprach der heilige Petrus, „das ist was ganz Neues, jedes Tier hat ja ein Herz, warum sollt' ein Lamm kein Herz haben?" — „Nein, gewißlich, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, so wird dir's einfallen, es hat im Ernst keins." — „Nun,

es ist schon gut," sagte der heilige Petrus, „ist kein Herz da, so brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannst's allein essen.“ — „Was ich halt nicht aufessen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen," sprach der Bruder Lustig, aß das halbe Lamm und steckte das übrige in seinen Ranzen.

Sie gingen weiter, da machte der heilige Petrus, daß ein großes Wasser quer über den Weg floß und sie hindurch mußten. Sprach der heilige Petrus „geh du nur voran“. — „Nein," antwortete der Bruder Lustig, „geh du voran," und dachte „wenn dem das Wasser zu tief ist, so bleib ich zurück.“ Da schritt der heilige Petrus hindurch, und das Wasser ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte Bruder Lustig auch hindurch, aber das Wasser wurde größer und stieg ihm an den Hals. Da rief er „Bruder, hilf mir“. Sagte der heilige Petrus „willst du auch gestehen, daß du das Herz von dem Lamm gegessen hast?“ — „Nein," antwortete er, ich hab es nicht gegessen.“ Da ward das Wasser noch größer, und stieg ihm bis an den Mund: „hilf mir, Bruder," rief der Soldat. Sprach der heilige Petrus noch einmal „willst du auch gestehen, daß du das Herz vom Lamm gegessen hast?“ — „Nein," antwortete er, „ich hab es nicht gegessen.“ Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken lassen, ließ das Wasser wieder fallen und half ihm hinüber.

Nun zogen sie weiter, und kamen in ein Reich, da hörten sie, daß die Königsstochter todkrank läge. „Holla, Bruder," sprach der Soldat zum heiligen Petrus, „da ist ein Fang für uns, wenn wir die gesund machen, so ist uns auf ewige Zeiten



geholfen.“ Da war ihm der heilige Petrus nicht geschwind genug, „nun, heb die Beine auf, Bruderherz,“ sprach er zu ihm, „daß wir noch zu rechter Zeit hinkommen“. Der heilige

Petrus ging aber immer langsamer, wie auch der Bruder Lustig ihn trieb und schob, bis sie endlich hörten, die Königs- tochter wäre gestorben. „Da haben wir's,“ sprach der Bruder Lustig, „das kommt von deinem schläfrigen Gang.“ — „Sei nur still,“ antwortete der heilige Petrus, „ich kann noch mehr als Kranke gesund machen, ich kann auch Tote wieder ins Leben erwecken.“ — „Nun, wenn das ist,“ sagte der Bruder Lustig, „so laß ich mir's gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigsten damit verdienen.“ Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war: der heilige Petrus aber sagte zu dem König, er wolle die Tochter wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt, und dann sprach er „bring mir einen Kessel mit Wasser,“ und wie der gebracht war, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er alle Glieder der Toten los und warf sie ins Wasser, machte Feuer unter den Kessel und ließ sie kochen. Und wie alles Fleisch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne weiße Gebein heraus, und legte es auf eine Tafel, und reihte und legte es nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach dreimal „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf“. Und beim drittenmal erhob sich die Königs- tochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude, und sprach zum heiligen Petrus „begehre deinen Lohn, und wenn's mein halbes Königreich wäre, so will ich dir's geben“. Der heilige Petrus aber antwortete „ich verlange nichts dafür“. —

„Oh, du Hans Narr!“ dachte der Bruder Lustig bei sich, stieß seinen Kameraden in die Seite und sprach „sei doch nicht so dumm, wenn du nichts willst, so brauch ich doch was“. Der heilige Petrus aber wollte nichts; doch weil der König sah, daß der andere gerne was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeister seinen Ranzen mit Gold anfüllen.

Sie zogen darauf weiter, und wie sie in einen Wald kamen, sprach der heilige Petrus zum Bruder Lustig „jetzt wollen wir das Gold teilen“. — „Ja,“ antwortete er, „das wollen wir tun.“ Da teilte der heilige Petrus das Gold, und teilte es in drei Teile. Dachte der Bruder Lustig „was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Teile, und unser sind zwei. Der heilige Petrus aber sprach „nun habe ich genau geteilt, ein Teil für mich, ein Teil für dich, und ein Teil für den, der das Herz vom Lamm gegessen hat!“ — „Oh, das hab ich gegessen,“ antwortete der Bruder Lustig und strich geschwind das Gold ein, „das kannst du mir glauben.“ — „Wie kann das wahr sein,“ sprach der heilige Petrus, „ein Lamm hat ja kein Herz.“ — „Ei was, Bruder, wo denkst du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, so gut wie jedes Tier, warum sollte das allein keins haben?“ — „Nun, es ist schon gut,“ sagte der heilige Petrus, „behalt das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen.“ — „Wie du willst, Bruderherz,“ antwortete der Soldat, „leb wohl.“

Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Lustig aber dachte „es ist gut, daß er abtrabt, es ist doch ein wunderlicher Heiliger“. Nun hatte er zwar Geld genug, wußte

aber nicht mit umzugehen, vertat's, verschenkt's, und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königstochter gestorben wäre. „Solla,“ dachte er, „das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen, und mir's bezahlen lassen, daß es eine Art hat.“ Ging also zum König und bot ihm an, die Tote wieder zu erwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe, und die Gestorbenen wieder lebendig mache, und dachte, der Bruder Lustig wäre dieser Mann, doch, weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erst seine Räte, die sagten aber, er könnte es wagen, da seine Tochter doch tot wäre. Nun ließ sich der Bruder Lustig Wasser im Kessel bringen, hieß jedermann hinausgehen, schnitt die Glieder ab, warf sie ins Wasser und machte Feuer darunter, gerade wie er es beim heiligen Petrus gesehen hatte. Das Wasser fing an zu kochen, und das Fleisch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und tat es auf die Tafel; er wußte aber nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte alles verkehrt durcheinander. Dann stellte er sich davor, und sprach „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf,“ und sprach's dreimal, aber die Gebeine rührten sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du Blismädel, steh auf,“ rief er, „steh auf, oder es geht dir nicht gut.“ Wie er das gesprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster herein gegangen und sprach „du gottloser Mensch, was treibst du da, wie kann die Tote auferstehen, da du ihr Gebein so untereinander geworfen



hast?“ — „Bruderherz, ich hab's gemacht, so gut ich konnte“ antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Not helfen, aber das sag ich dir, wo du noch einmal so etwas unternimmst, so bist du unglücklich, auch darfst du von dem König nicht das geringste dafür begehren oder annehmen.“ Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal zu ihr „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf,“ und die Königstochter stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenster hinaus: der Bruder Lustig war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich aber doch, daß er nichts dafür nehmen sollte. „Ich möchte nur wissen,“ dachte er, was der für Mucken im Kopf hat, denn was er mit der einen Hand

gibt, das nimmt er mit der andern: da ist kein Verstand drin.“ Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anspielung und Listigkeit dahin, daß ihm der König seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, stand vor dem Thor der heilige Petrus, und sprach „schau, was du für ein Mensch bist, habe ich dir nicht verboten etwas zu nehmen, und nun hast du den Ranzen doch voll Gold.“ — „Was kann ich dafür,“ antwortete Bruder Lustig, „wenn mir's hineingesteckt wird.“ — „Das sag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es dir schlimm ergehen.“ — „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit dem Knochenwaschen abgeben.“ — „Ja,“ sprach der heilige Petrus, „das Gold wird lang dauern! Damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß alles, was du dir hinein wünschst, auch darin sein soll. Leb wohl, du siehst mich nun nicht wieder.“ — Gott befohlen,“ sprach der Bruder Lustig, und dachte „ich bin froh, daß du fortgehst, du wunderlicher Kauz, ich will dir wohl nicht nachgehen.“ An die Wunderkraft aber, die seinem Ranzen verliehen war, dachte er nicht weiter.

Bruder Lustig zog mit seinem Gold umher, und vertat's und verfumfeits wie das erstemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirtshaus vorbei und dachte „das Geld muß fort,“ und ließ sich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Brot geben. Wie er da saß und trank,

kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase. Bruder Lustig schaute und guckte und sah, daß der Wirt zwei Gänse in der Ofenröhre stehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm sein Kamerad gesagt hatte, was er sich in seinen Ranzen



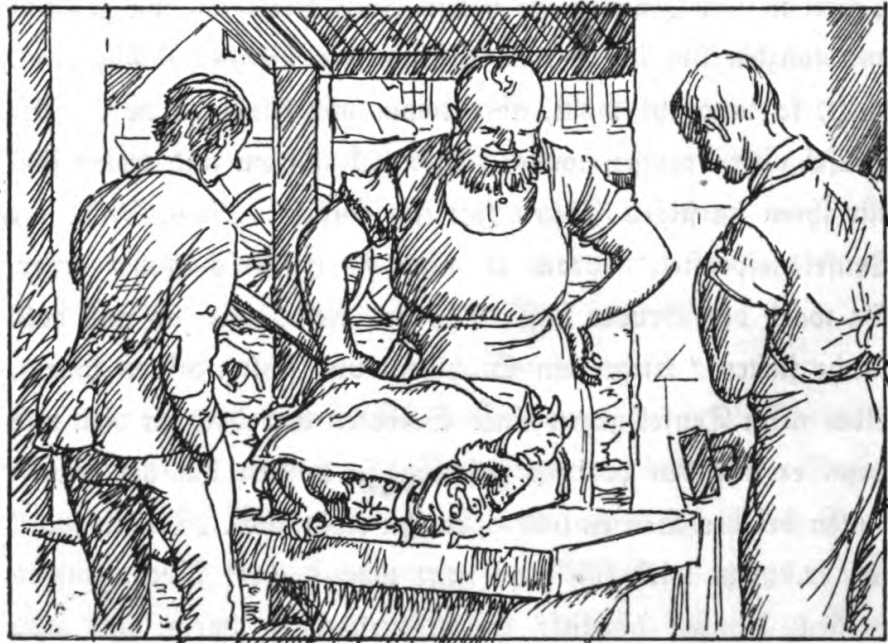
wünschte, das sollte darin sein. „Solla, das mußt du mit den Gänsen versuchen!“ Also ging er hinaus, und vor der Tür sprach er „so wünsch ich die zwei gebratenen Gänse aus der Ofenröhre in meinen Ranzen“. Wie er das gesagt hatte, schnallte er ihn auf, und schaute hinein, da lagen sie beide

darin. „Ach, so ist's recht,“ sprach er, „nun bin ich ein gemachter Kerl,“ ging fort auf eine Wiese und holte den Braten hervor. Wie er so im besten Essen war, kamen zwei Handwerksburschen daher und sahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder Lustig „mit einer hast du genug,“ rief die zwei Burschen herbei und sprach „da nehmt die Gans und verzehrt sie auf meine Gesundheit“. Sie bedankten sich, gingen damit ins Wirtshaus, ließen sich eine halbe Wein und ein Brot geben, packten die geschenkte Gans aus und fingen an zu essen. Die Wirtin sah zu und sprach zu ihrem Mann „die zwei essen eine Gans, sieh doch nach, ob's nicht eine von unsern aus der Ofenröhre ist.“ Der Wirt lief hin, da war die Ofenröhre leer: „was, ihr Diebsgesindel, so wohlfeil wollt ihr Gänse essen! gleich bezahlt, oder ich will euch mit grünem Haselssaft waschen.“ Die zwei sprachen „wir sind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wiese geschenkt.“ — „Ihr sollt mir keine Nase drehen, der Soldat ist hier gewesen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Tür hinaus gegangen, auf den hab ich acht gehabt: ihr seid die Diebe und sollt bezahlen.“ Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte sie zur Türe hinaus.

Bruder Lustig ging seiner Wege und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirtshaus. Er ging in das Wirtshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirt wies ihn ab, und sprach „es ist kein Platz mehr da, das Haus ist voll vornehmer Gäste.“ — „Das nimmt mich Wunder,“ sprach der Bruder Lustig, „daß sie zu Euch

kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen.“ — „Ja,“ antwortete der Wirt, „es hat was an sich, dort eine Nacht zu liegen, wer's noch versucht hat, ist nicht lebendig wieder herausgekommen.“ — „Wenn's andere versucht haben,“ sagte der Bruder Lustig, „will ich's auch versuchen.“ — „Das laßt nur bleiben,“ sprach der Wirt, „es geht euch an den Hals.“ — „Es wird nicht gleich an den Hals gehen,“ sagte der Bruder Lustig, „gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit.“ Nun gab ihm der Wirt die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig ins Schloß, ließ sich's gut schmecken, und als er endlich schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Sprach der Bruder Lustig „nun tanzt, so lang ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah.“ Die Teufel aber drangen immer näher auf ihn ein und traten ihm mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgespenster,“ sprach er, aber sie trieben's immer ärger. Da ward der Bruder Lustig böß und rief „holla, ich will bald Ruhe stiften!“ kriegte ein Stuhlbein und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuschlug, so packten ihn die andern hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Teufelspack,“ rief er, „jezt wird mir's zu arg: wartet aber! Alle [neune in meinen Ranzen hinein!“ husch, steckten sie darin, und nun

schnallte er ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Da war's auf einmal still und Bruder Lustig legte sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirt und der Edelmann, dem das Schloß gehörte und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten „haben Euch denn die Geister nichts getan?“ — „Warum nicht gar,“ antwortete Bruder Lustig, „ich habe sie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen!“ Da dankte ihm der Edelmann, beschenkte ihn reichlich und bat ihn, in seinen Diensten zu bleiben, er wollte ihn auf sein Lebtag versorgen. „Nein,“ antwortete er, „ich bin an das Herumwandern gewöhnt, ich will weiter ziehen.“ Da ging der Bruder Lustig fort, trat in eine Schmiede



und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Amboss, und bat den Schmied und seine Gesellen zuzuschlagen. Die schlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Getreisch erhoben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte tot, einer aber, der in einer Falte gefessen hatte, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle.

Darauf zog der Bruder Lustig noch lange in der Welt herum, und wer's wußte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt, und dachte an sein Ende, da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war und sprach zu ihm „ich bin das Wandern müde und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen“. Der Einsiedler antwortete „es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm, und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh, und führt zum Himmel.“ — „Da müßt ich ein Narr sein,“ dachte der Bruder Lustig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte.“ Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen Weg, und kam endlich zu einem großen schwarzen Tor, und das war das Tor der Hölle. Bruder Lustig klopfte an, und der Torwächter guckte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Lustig sah, erschrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte und mit einem blauen Auge davongekommen war. Darum schob er den Riegel geschwind wieder vor, lief zum Obersten der Teufel, und sprach „draußen ist ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn beileibe nicht herein, er wünscht sonst die ganze Hölle

in seinen Ranzen. Er hat mich einmal garstig darin hämmern lassen.“ Also ward dem Bruder Lustig hinaus gerufen, er sollte wieder abgehen, er käme nicht herein. „Wenn sie mich da nicht



wollen,“ dachte er, „will ich sehen, ob ich im Himmel ein Unterkommen finde, irgendwo muß ich doch bleiben.“kehrte also um und zog weiter, bis er vor das Himmelstor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus saß gerade dabei als Torwächter: der Bruder Lustig erkannte ihn gleich und dachte „hier findest

du einen alten Freund, da wird's besser gehen". Aber der heilige Petrus sprach „ich glaube gar, du willst in den Himmel?“ — „Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo eintreten; hätten sie mich in der Hölle aufgenommen, so wär ich nicht hierher gegangen.“ — „Nein,“ sagte der heilige Petrus, „du kommst nicht herein.“ — „Nun, willst du mich nicht einlassen, so nimm auch deinen Ranzen wieder: dann will ich gar nichts von dir haben,“ sprach der Bruder Lustig. „So gib ihn her“ sagte der heilige Petrus. Da reichte er den Ranzen durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinem Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig „nun wünsch ich mich selbst in meinen Ranzen hinein.“ Susch, war er darin, und saß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn darin lassen.

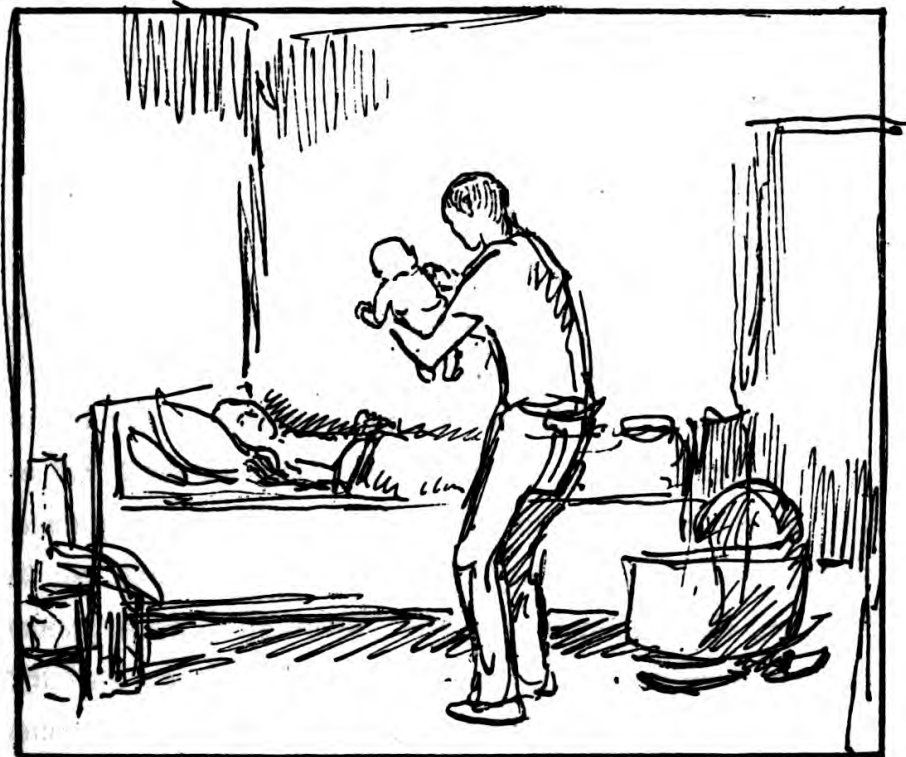




Von dem Machandelboom

Dat is nu all lang heer, wol twe tusend Johr, do wöör dar en ryk Mann, de hadd ene schöne frame Fru, un se hadden sik beyde sehr leef, hadden awerst kene Kinner, se wünschden sik awerst sehr welke, un de Fru bedd'd so veel dorüm Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vör erem Huse wöör en Hof, dorup stünn en Machandel-

boom, ünner dem stünn de Fru eens im Winter un schell'd fit enen App'el, un as se fit den App'el so schell'd, so sneet se fit in'n Finger un dat Blood feel in den Snee. „Ach,“ sä'd de Fru, un süft'd so recht hoog up, un seg dat Blood vör fit an, un wöör so recht wehmö'dig, „hadd ik doch en Kind, so rood as Blood un so witt as Snee.“ Un as se dät sä'd, so wurr ehr so recht fröblich to Mode: ehr wöör recht, as schull dat wat warden. Do güng se to dem Huse, un't güng een Maand hen, de Snee vorgüng: un twe Maand, do wöör dat gröön: un dre Maand, do kömen de Blömer uut der Eerd: un veer Maand, do drungen fit alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twyge wören all in eenanner wuffen: door süngen de Vögel-



tens dat dat ganße Holt schalld, un de Blöiten felen von den Bömern: do wöör de fofte Maand wech, un se stünn ünner dem Machandelboom, de röök so schön, do spring ehr dat Hart vör Freuden, un se füll up ere Knee un kunn sit nich laten: un as de fofte Maand vorby wöör, do wurren de Früchte dick un staark, do wurr se ganß still: un de söwde Maand, do greep se na den Machandelbeeren un eet se so nydsch, do wurr se trurig un krank: do güng de achte Maand hen, un se reep eren Mann un weend un säd „wenn ik staark, so begraaf my ünner den Machandelboom.“ Do wurr se ganß getrost, un freude sit, bet de neegte Maand vorby wöör, do kreeg se en Kind so witt as Snee un so rood as Blood, un as se dat seeg, so freude se sit so, dat se stürw.

Do begroof ehr Mann se ünner den Machandelboom, un he füng an to wenen so sehr: ene Tyd lang, do wurr dat wat sachter, un do he noch wat weend hadd, do hüß he up, un noch en Tyd, do nöhm he sit wedder ene Fru.

Mit de tweden Fru kreeg he ene Dochter, dat Kind awerst von der eersten Fru wöör en lüttje Sähn, un wöör so rood as Blood un so witt as Snee. Wenn de Fru ere Dochter so anseeg, so hadd se se so leef, awerst denn seeg se den lüttjen Jung an, un dat güng ehr so dorch't Hart, un ehr düchd as stünn he ehr allertwegen im Weg, un dachd denn man jümmer wo se ehr Dochter all dat Börmägent towenden wull, un de Böse gaf ehr dat in, dat se dem lüttjen Jung ganß gramm wurr un stödd em herüm von een Eck in de anner, un buffd em hier un knuffd em door, so dat dat aarme Kind jümmer



in Angst wöör. Wenn he denn uut de School köhm, so hadd he kene ruhige Städ.

Eens wöör de Fru up de Kamer gaan, do köhm de lüttje Dochter oof herup un säd „Moder, gif my enen Appel.“ — „Ja, myn Kind“ säd de Fru un gaf ehr enen schönen Appel uut der Rist; de Rist awerst hadd enen grooten sworen Deckel mit en groot schaarp yfern Slott. „Moder,“ säd de lüttje

Dochter, „schall Broder nich oof enen hebben?“ Dat vör-
dröbt de Fru, doch säd se „ja, wenn he uut de School kummt.“
Un as se uut dat Fenster wöhr wurr dat he köhm, so wöör
dat recht, as wenn de Böse äwer ehr köhm, un se grappst to



un nöhm erer Dochter den Appel wedder wech un säd „du schalst nich ehr enen hebben as Broder.“ Do smeet se den Appel in de Rist un maatk de Rist to: do köhm de lüttje Jung in de Döhr, do gaf ehr de Böse in dat se fründlich to em säd „myn Sähn, wullt du enen Appel hebben?“ un seeg em so hastig an. „Moder,“ säd de lüttje Jung, „wat süht du gräsig uut! ja, gif my enen Appel.“ Do wöör ehr as schull se em toreden. „Kumm mit my,“ säd se un maatk den Deckel up, „hahl dy enen Appel heruut.“ Un as sit de lüttje Jung henin bückd, so reet ehr de Böse, bratsch! slöög se den Deckel to dat de Kopp afflöög un ünner de roden Appel füll. Da äwerleep ehr dat in de Angst, un dachd „kunn ik dat von my bringen!“ Da güng se bawen na ere Stuw na erem Draagkasten un hahl' uut de bäwelste Schuufad enen witten Dook, un sett't den Kopp wedder up den Hals un bünd den Halsdook so üm, dat'n niks sehn kunn, un sett't em vör de Döhr up enen Stohl un gaf em den Appel in de Hand.

Do köhm doorna Marleenten to erer Moder in de Rääk de stünn by dem Führ un hadd enen Putt mit heet Water vör sit, den röhrd se jümmer üm. „Moder,“ säd Marleenten, „Broder sitt vör de Döhr un süht ganß witt uut un hett enen Appel in de Hand, ik heb em beden he schull my den Appel gewen, atwerst he antwöörd my nich, do wurr my ganß grolich.“ — „Gah nochmaal hen,“ säd de Moder, „un wenn he dy nich antworden will, so gif em eens an de Oren.“ Do güng Marleenten hen und säd, „Broder, gif my den Appel“.



Awerst he sweeg still, do gaf se em eens up de Oren, do feel de Kopp herünn, doräwer vörschroek se sit un füng an to wenen un to roren, un löp to erer Moder un säd „ach, Moder, ik hebb mynem Broder den Kopp afflagen,“ un weend un weend un wull sit nich tofreden gewen; „Marleenten,“ säd de Moder, „wat hest du dahn! awerst swyg man still, dat et keen Mensch maarkt, dat is nu doch nich to ännern; wy willen



em in Suhr katen.“ Do nöhm de Moder den lüttjen Jung
un haakd em in Stücken, ded de in den Putt un kaakd em in
Suhr. Marleenten atwerst stünn daarby un weend un weend,
un de Eranen füllten all in den Putt un se bruukden goor
keen Solt.



Da köhm de Vader to Huus un sett't sik to Disch un säd „wo is denn myn Sähn?“ Da droog de Moder ene groote groote Schöttel up mit Swartsuhr, un Marleenten weend un kunn sich nich hollen. Do säd de Vader wedder „wo is denn myn Sähn?“ — „Ach,“ säd de Moder, „he is äwer Land gaan, na Mitten erer Grootöhm: he wull door wat blywen.“ — „Wat dait he denn door? un heft my nich maal Adjüüs sechd!“ — „D he wull gern hen un bed my of he door wol fos Wäken blywen kunn; he is jo woll door uphatwen.“ „Ach,“ säd de Mann, „my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he hadd my doch Adjüüs sagen schullt.“ Mit des füng he an to äten un säd „Marleenten, wat weenst du? Broder wart wol wedder kamen.“ — „Ach, Fru,“ säd he do, „wat smeckt

my dat Utten schön? gif my mehr!“ Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un säd „geeft my mehr, gy schöhlt niks door af hebben, dat is as wenn dat all myn wör.“ Un he eet un eet, un de Knakens smeet he all ünner den Disch, bet he allens up hadd. Marleenten atwerst güng hen na ere Commod un nöhm ut de ünnerste Schuuf eren besten syden Dook, un hahl all de Beenkens und Knakens unner den Disch heruut un bünd se in den syden Dook un droog se vör de Döhr un weend ere blödigen Tranen. Door läd se se ünner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as se se door henlehd hadd, so



war ehr mit eenmal so recht licht, un weend nich mer. Do füng de Nachandelboom an sik to bewegen, un de Twyge deden sik jümmer so recht von eenanner, un denn wedder tohoop, so recht as wenn sik eener so recht freut un mit de Händ so dait. Mit des so güng dar so'n Newel von dem Boom un recht in dem Newel dar brennd dat as Führ, un uut dem Führ dar flöög so'n schönen Bagel heruut, de füng so herrlich un flöög hoog in de Luft, un as he wech wöör, do wöör de Nachandelboom as he vörhen west wöör, un de Dooß mit de Knakens wöör wech. Marleenten awerst wöör so recht licht un vörgnöög, recht as wenn de Broder noch leewd. Do güng se wedder ganß lustig in dat Huus by Disch un eet.

De Bagel awerst flöög wech un sett't sik up enen Goldsmidt syn Huus un füng an to singen

„Mein Mutter der mich schlacht,
 Mein Vater der mich aß,
 Mein Schwester der Marlenichen,
 Sucht alle meine Benichen,
 Bind't sie in ein seiden Tuch,
 Legt's unter den Nachandelbaum.
 Kywitt, kywitt, wat vör'n schön Bagel bün ik!“

De Goldsmidt seet in syn Waarkstäd un maakd ene gollne Rede, do höörd he den Bagel, de up syn Daß seet un füng, un dat dünkd em sa schön. Da stünn he up, un as he äwer den Güll güng, do vörlöör he eenen Tüffel. He güng awer so recht midden up de Strat hen, eenen Tüffel un een Sock an: syn Schortfell hadd he vör, un in de een Hand hadd he





de golln Rede un in de anner de Tang; un de Sünn schynd
so hell up de Strat. Door güng he recht so staan un seeg den
Bagel an. „Bagel,“ secht he do, „wo schön kanst du singen!

Sing my dat Stück nochmaal." — „Ne," secht de Bagel,
„twemaal sing ik nich umfünst. Gif my de golln Rede, so will
ik dy't nochmaal singen." — „Door," secht de Goldsmidt,
„hest du de golln Rede, nu sing my dat nochmaal." Do köhm
de Bagel un nöhm de golln Rede so in de rechte Poot, un
güng vor den Goldsmidt sitten un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schönen Bagel bün ik!"

Da flög de Bagel wech na enem Schooster, und sett't sit
up den syn Dack un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schönen Bagel bün ik!"

De Schooster höörd dat un leep vör syn Döhr in Hemdsärmels,
un seeg na syn Dack un musst de Hand vör de Ogen hollen,
dat de Sünn em nich blend't. „Bagel," secht he, „wat kannst
du schön singen." Do rööp he in syn Döhr henin „Fru,
kumm mal heruut, dar is een Bagel: süh mal den Bagel, de
kann maal schön singen." Do rööp he syn Dochter un Rinner

un Gefellen, Jung un Magd, un se kömen all up de Strat un seegen den Bagel an wo schön he wöör, un he hadd so recht rode un gröne Feddern, un üm den Hals wöör dat as luter Gold, un de Ogen blünten em im Roop as Steern. „Bagel,“ sägd de Schooster, „nu sing my dat Stück nochmaal.“ — „Ne,“ secht de Bagel, „twemaal sing ik nich umfünst, du must my wat schenten.“ — „Fru,“ säd de Mann, „gah na dem Bähn: up dem häwelsten Boord door staan een Door rode Schö, de bring herünn.“ Do güng de Fru hen und hahl de Schö. „Door, Bagel,“ säd de Mann, „nu sing my dat Stück nochmaal.“ Do kühm de Bagel un nöhm de Schö in de linke Klau, un flöög wedder up dat Dack un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,
 Mein Vater der mich aß,
 Mein Schwester der Marlenichen
 Sucht alle meine Benichen,
 Bind't sie in ein seiden Tuch,
 Legt's unter den Nachandelbaum.
 Kywitt, kywitt, wat vör'n schön Bagel blin ik!“

Un as he uutsungen hadd, so flöög he wech: de Rede hadd he in de rechte un de Schö in de linke Klau, un he flöög wyt wech na ene Mähl, un de Mähl güng „flippe klappe, flippe klappe, flippe klappe“. Un in de Mähl dor seeten twintig Mählenburßen, de hauden enen Steen un hackden „hick hack, hick hack, hick hack,“ un de Mähl güng „flippe klappe, flippe klappe, flippe klappe“. Do güng de Bagel up enen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stünn un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,
 do höörd een up,
 „Mein Vater der mich aß,
 do höörden noch twe up un höörden dat,
 „Mein Schwester der Marlenichen“
 do höörden wedder veer up,
 „Sucht alle meine Benichen,
 Bind't sie in ein seiden Tuch,
 nu hackden noch man acht,
 „Legt's unter“
 nu noch man fyw,
 „Den Machandelbaum.“
 nu noch man een.
 „Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Bagel blin ik!“

Do hüll de lezte oof up un hadd dat lezte noch höörd. „Bagel,
 secht he, „wat singst du schöön! laat my dat oof hören, sing
 my dat nochmaal.“ — „Ne,“ secht de Bagel, „twemaal sing
 ik nich umsünst, gif my den Mählensteen, so will ik dat noch-
 maal singen.“ — „Ja,“ secht he, „wenn he my alleen tohöörd,
 so schullst du em hebben.“ — „Ja,“ säden de annern, „wenn
 he nochmaal singt, so schall he em hebben.“ Do köhm de Bagel
 herünn, un de Möllers faat'n all twintig mit Böhm an un
 böhrden Steen up, „hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp!“
 Do stöök de Bagel den Hals döör dat Lock un nöhm em üm
 as enen Kragen un flöög wedder up den Boom un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,
 Mein Vater der mich aß,
 Mein Schwester der Marlenichen

Sucht alle meine Venichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.

„Khwitt, khwitt, wat vör'n schönen Bagel bün ik!“

Un as he dat uutsungen hadd, do deed he de Flünk von eenanner, un hadd in de rechte Klau de Rede un in de linke de Schö un üm den Hals den Mählensteen, un floog wyt wech na synes Vaders Huse.

In de Stuw seet de Vader, de Moder und Marleenten by Disch, un de Vader säb „ach, wat waart my licht, my is recht so good to Mode.“ — „Nä,“ säb de Moder, my is recht so angst, so recht as wenn en swoor Gewitter kummt.“ Marleenten atwerst seet un weend un weend, da köhm de Bagel anflegen, un as he sit up dat Dack sett't, „ach,“ säb de Vader, „my is so recht freudig un de Sünn schynt buten so schön, my is recht, as schull ik enen olen Bekannten wedder-sehn.“ — „Ne,“ säb de Fru, „my is so angst, de Läne klappern my, un dat is my as Führ in den Aldern.“ Un se reet sit ehr Lyften up un so mehr, atwer Marleenten seet in en Eck un weend, un hadd eren Platen vör de Ogen, un weend den Platen ganz mehnatt. Do sett't sit de Bagel up den Machandelboom un süng

„Mein Mutter der mich schlacht,“

Do hüll de Moder de Dren to un kneep de Ogen to, un wull nich sehn un hören, atwer dat bruufde ehr in de Dren as de allerstaarkste Storm, un de Ogen brennden ehr un zackden as Bliß.



„Mein Vater der mich aß,“
 „Ach, Moder,“ secht de Mann, „door is en schön Bagel,
 de singt so herrlich, de Sünn schynt so warm, un dat rückt as
 luter Zinnemamen.“



„Mein Schwester der Marlenichen“
 Do lād Marleenten den Kopp up de Knee un weend in eens
 wech, de Mann awerst fād „if ga henuut, if mutt den Bagel
 dicht by sehn.“ — „Ach, gah nich,“ fād de Fru, „my is as
 beewd dat ganze Huus un stünn in Flammen“. Awerst de
 Mann güng henuut un seeg den Bagel an

„Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Khwitt, khwitt, wat vör'n schönen Bagel bin ik!“

Mit des leet de Bagel de gollne Rede fallen, un se feel dem Mann jüst um'n Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schön passd. Do güng he herin un säd „süh, wat is dat vör'n schönen Bagel, heft my so 'ne schöne gollne Rede schentd, un süht so schön uut.“ De Fru atwerst wöör so angst, un füll langs in de Stuw hen, un de Müs füll ehr von dem Ropp. Do süng de Bagel wedder

„Mein Mutter der mich schlacht,“

„Ach, dat ik dusend Föder ünner de Ceerd wöör, dat ik dat nich hören schull!“

„Mein Vater der mich af,“

Do füll de Fru vör dood nedder.

„Mein Schwester der Marlenichen“

„Ach,“ säd Marleenken, „ik will oof henuut gahn un sehn of de Bagel my wat schent?“ Do güng se henuut.

„Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch.“

Do smeet he ehr de Schöh herünn.

„Legt's unter den Machandelbaum.

Khwitt, khwitt, wat vör'n schönen Bagel bin ik!“

Do wöör ehr so licht un frölich. Do truck se de neen roden Schö an, un danßd un sprüng herin. „Ach,“ säd se, „ick wöör so trurig, as iik henuut güng, un nu is my so licht, dat is

maal en herrlichen Bagel, hett my en Door rode Schö schentd.“
— „Ne,“ säd de Fru un sprüing up, un de Hoor stünnen ehr
to Baarg as Führsflammen, „my is as schull de Welt ünner-
gahn, it will oof henuut, of my lichter warden schull.“ Un
as se uut de Döhr köhm, bratsch! smeeet ehr de Bagel den
Mählensteen up den Kopp, dat se ganz tomatscht wurr. De



Vader un Marleenten höörden dat un gingen henuut: do güng en Damp un Flamm un Führ up von der Städ, un as dat vorby wöör, do stünn de lütje Broder door, un he nöhm synen Vader un Marleenten by der Hand, un wören alle dre so recht vergnöögt un gingen in dat Huus by Disch, un eeten.





Das Waldhaus

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau, „laß mir mein Mittagsbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig. Und damit es sich nicht verirrt,“ setzte er hinzu, „so will ich einen Beutel mit Hirsen mitnehmen und die Körner auf den Weg streuen“. Als nun die Sonne mitten über

dem Walde stand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldsperlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Zeisige hatten den Hirsen schon längst aufgepickt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück immer fort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauschten in der Dunkelheit, die Eulen schnarrten, und es fing an ihm angst zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. „Dort sollten wohl Leute wohnen,“ dachte es, „die mich über Nacht behalten,“ und ging auf das Licht zu. Nicht lange so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine rauhe Stimme rief von innen „herein“. Das Mädchen trat auf die dunkle Diele, und pochte an der Stubentür. „Nur herein“ rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein weißer Bart floß über den Tisch herab fast bis auf die Erde. Um Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann sprach:

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

„duß!“ antworteten die Tiere: und das mußte wohl heißen „wir sind es zufrieden,“ denn der Alte sprach weiter, „hier ist Hülle und Fülle, geh hinaus an den Herd und koch uns ein



Abendessen.“ Das Mädchen fand in der Küche Überfluß an allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tiere dachte sie nicht. Es trug die volle Schüssel auf den Tisch, setzte sich zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. Als es satt war, sprach es, „aber jetzt bin ich müde, wo ist ein Bett, in das ich mich legen und schlafen kann?“ Die Tiere antworteten:

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.“

Da sprach der Alte, „steig nur die Treppe hinauf, so wirst du eine Kammer mit zwei Betten finden, schüttle sie auf und decke sie mit weißem Linnen, so will ich auch kommen und mich schlafen legen.“ Das Mädchen stieg hinauf, und als es die Betten geschüttelt und frisch gedeckt hatte, legte es sich in das eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger Zeit aber kam der graue Mann, beleuchtete das Mädchen mit dem Licht und schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah, daß es fest eingeschlafen war, öffnete er eine Falltür und ließ es in den Keller sinken.

Der Holzhauer kam am späten Abend nach Haus und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen Tag habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld,“ antwortete sie „das Mädchen ist mit dem Mittagessen hinausgegangen, es muß sich verirrt haben; morgen wird es schon wiederkommen.“ Vor Tag aber stand der Holzhauer auf, wollte in den Wald und verlangte, die zweite Tochter sollte ihm diesmal das Essen bringen. „Ich will einen Beutel mit Linsen mitnehmen,“ sagte er, „die Körner sind größer als Hirsen, das Mädchen wird sie besser sehen und kann den Weg nicht verfehlen.“ Zur Mittagszeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, aber die Linsen waren verschwunden: die Waldbögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Haus des Alten, ward hereingerufen, und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere:

„Schön Hühnchen,
Schön Hühnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten abermals „dufs“, und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie:

Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.“

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Holzhacker zu seiner Frau „schicke mir heute unser jüngstes Kind mit dem Essen hinaus, das ist immer gut und gehorsam gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, herum schwärmen.“ Die Mutter wollte nicht und sprach: „soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?“ — „Sei ohne Sorge,“ antwortete er, „das Mädchen verirrt sich nicht, es ist zu klug und verständig; zum Überfluß will ich Erbsen mitnehmen und austreuen, die sind noch größer als Linsen und werden ihm den Weg zeigen.“ Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinaus kam, so hatten die Waldtauben die Erbsen schon im Kropf, es wußte nicht wohin es sich wenden

folgte. Es war voll Sorgen und dachte beständig daran, wie der arme Vater hungern und die gute Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich als es finster ward, erblickte es das Lichtchen und kam an das Waldhaus. Es bat ganz freundlich, sie möchten es über Nacht beherbergen und der Mann mit dem weißen Bart fragte wieder seine Tiere:

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

„duks“, sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen, wo die Tiere lagen, und liebteste Hühnchen und Hähnchen, indem es mit der Hand über die glatten Federn hinstrich, und die bunte Kuh kraute es zwischen den Hörnern. Und als es auf Geheiß des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und die Schüssel auf dem Tisch stand, so sprach es: „soll ich mich sättigen und die guten Tiere sollen nichts haben? Draußen ist die Hülle und Fülle, erst will ich für sie sorgen.“ Da ging es, holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und Hähnchen vor, brachte der Kuh wohlriechendes Heu einen ganzen Arm voll. „Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere,“ sagte es, „und wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen frischen Trunk haben.“ Dann trug es einen Eimer voll Wasser herein, und Hühnchen und Hähnchen sprangen auf den Rand, steckten den Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe wie die Vögel trinken, und die bunte Kuh tat auch einen herzhaften Zug. Als die Tiere gefüttert waren, setzte sich das Mädchen

zu dem Alten an den Tisch und aß was er ihm übrig gelassen hatte. Nicht lange so fing Hühnchen und Hähnchen an das Köpfchen zwischen die Flügel zu stecken, und die bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen: „sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?“

„Schön Hühnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten: „duks“.

Du hast mit uns gegessen,
Du hast mit uns getrunken,
Du hast uns alle wohl bedacht,
Wir wünschen dir eine gute Nacht.“

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen und deckte frisches Linnen auf, und als es fertig war, kam der Alte und legte sich in das eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Füße. Das Mädchen legte sich in das andere, tat sein Gebet und schlief ein.

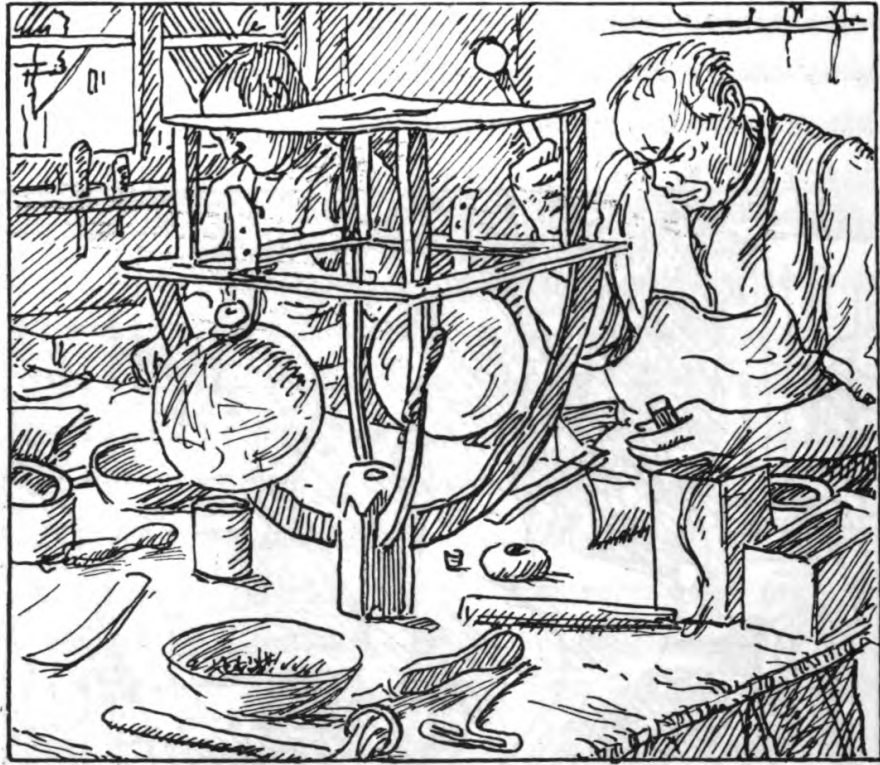
Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es so unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da fing es an in den Ecken zu knittern und zu knattern und die Türe sprang auf und schlug an die Wand: die Balken dröhnten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war als wenn die Treppe herabstürzte, und endlich krachte es als wenn das ganze Dach zusammenfiel. Da es aber wieder still ward und dem Mädchen nichts zuleid geschah, so blieb es ruhig

liegen und schlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenschein aufwachte, was erblickten seine Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grün seidnem Grund goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Elfenbein und die Decke darauf von rotem Sammet, und auf einem Stuhl daneben standen ein Paar mit Perlen gestickte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es zu befehlen hätte. „Geht nur,“ antwortete das Mädchen, „ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen



und dann auch schön Hühnchen, schön Hähnchen und die schöne bunte Kuh füttern.“ Es dachte, der Alte wäre schon aufgestanden und sah sich nach seinem Bette um, aber er lag nicht darin, sondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete und sah, daß er jung und schön war, erwachte er, richtete sich auf und sprach: „ich bin ein Königssohn, und war von einer bösen Hexe verwünscht worden, als ein alter eisgrauer Mann in dem Wald zu leben: niemand durfte um mich sein als meine drei Diener in der Gestalt eines Hühnchens, eines Hähnchens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte die Verwünschung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme, so gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen allein, sondern auch gegen die Tiere sich liebevoll bezeugte, und das bist du gewesen, und heute um Mitternacht sind wir durch dich erlöst und das alte Waldhaus ist wieder in meinen königlichen Palast verwandelt worden.“ Und als sie aufgestanden waren, sagte der Königssohn den drei Dienern, sie sollten hinfahren und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitsfeier herbei holen. „Aber wo sind meine zwei Schwestern?“ fragte das Mädchen. „Die habe ich in den Keller gesperrt, und morgen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bei einem Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich gebessert haben und auch die armen Tiere nicht hungern lassen.“





Meister Pfriem

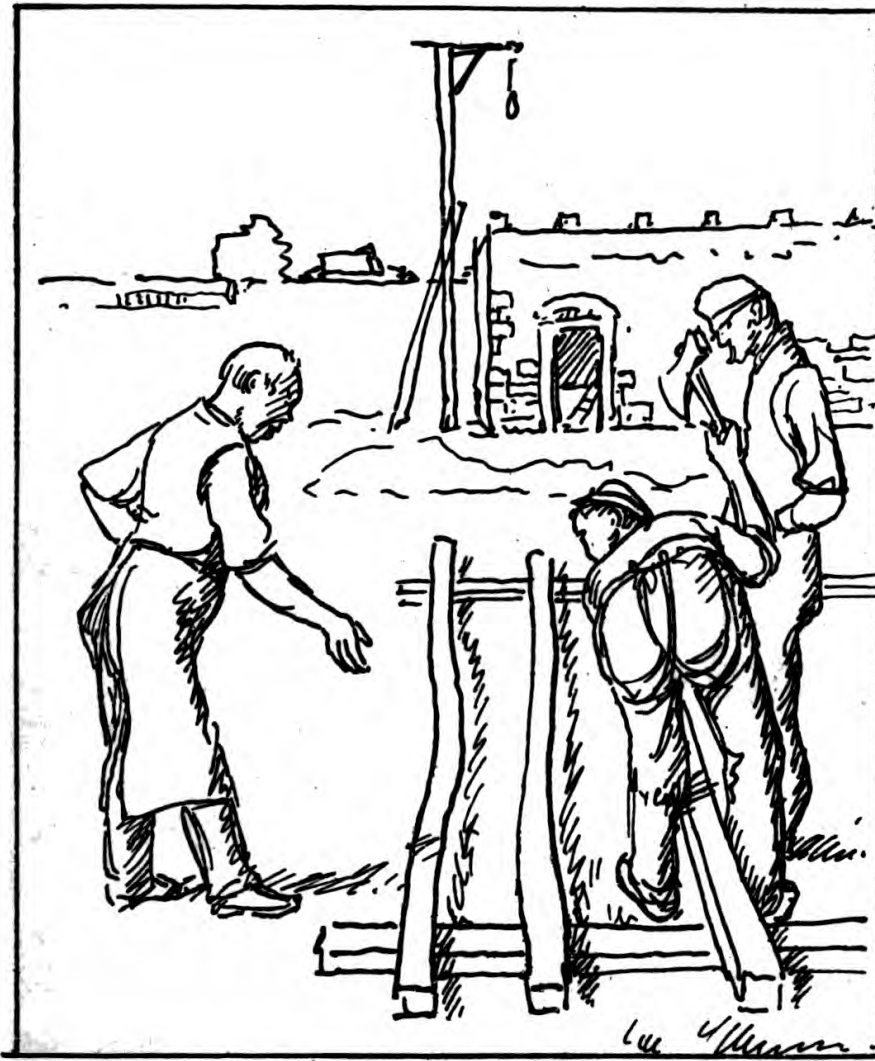
Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockenarbig und leichenbläß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blizten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst

davon begoffen ward. „Schafskopf,“ rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Gefelle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte,“ sagte er zu dem Lehrlingen, „ich will dir schon zeigen wie



man die Haut weich schlägt“, holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich was sie wußten, so schalt er sie aus, „da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Ries muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hatte sein Schurzfell los und rief: „ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden“. Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr die Balken





würden gerade stehen? es weicht einmal alles aus den Fugen.“
Er riß einem Zimmermann die Art aus der Hand und wollte ihm zeigen wie er hauen mußte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Art weg und sprang zu dem Bauer, der neben her ging. „Ihr seid nicht

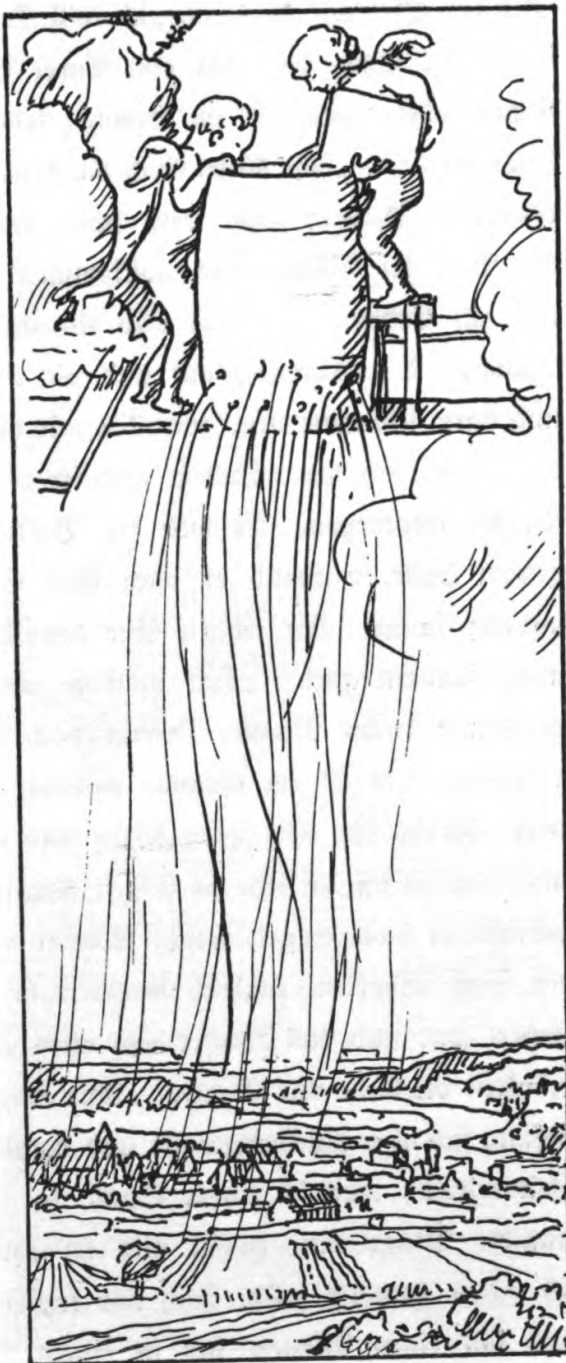
recht bei Frost," rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Arger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh.“ „Was ist das wieder?“ schrie er ihn



an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? wer wird einen solchen Schuh kaufen an dem fast nichts ist als die Sohle? ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden.“ — „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin auf-

gesprungen seid, habt
Ihr ihn vom Tisch
herabgeworfen, und
ich habe ihn nur auf-
gehoben. Euch könnte
es aber ein Engel
vom Himmel nicht
recht machen.“

Meister Pfriem
träumte in einer
Nacht, er wäre ge-
storben und befände
sich auf dem Weg
nach dem Himmel.
Als er anlangte,
klopfte er heftig an
die Pforte: „es wun-
dert mich,“ sprach er,
„daß sie nicht einen
Ring am Tor ha-
ben, man klopft sich
die Knöchel wund.“
Der Apostel Petrus
öffnete und wollte
sehen, wer so unge-
stüm Einlaß begehrte.
„Ach, Ihr seid's,

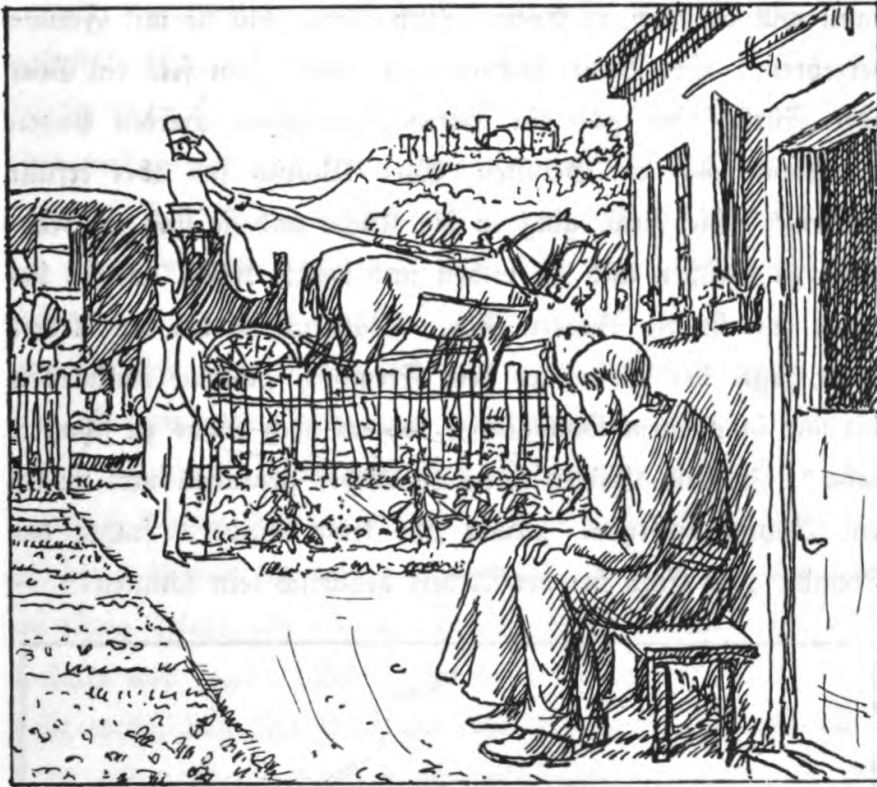


Meister Pfriem," sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte Euch übel bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?" dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, gerade aus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe sie stoßen nirgend an.“ Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!" pläzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte, vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzet.“ Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken ge-



blieben war. „Rein Wunder,“ sprach er zu dem Mann, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen? was habt Ihr da?“ — „Fromme Wünsche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich herauf geschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Eolpatsch,“ brach er los, „was machst du da? hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? da meinen sie aber in ihrem dünkelfaften Übermut alles besser zu wissen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit untwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? freilich sie hatten Flügel, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel anzuhäften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“



Der Meisterdieb

Einest Tages saß vor einem ärmlichen Hause ein alter Mann mit seiner Frau, und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reichgekleideter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu dem Herrn und fragte, was sein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte, „ich wünsche nichts, als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffel, wie Ihr sie zu essen pflegt,

dann will ich mich zu Euerm Tisch setzen, und sie mit Freude verzehren.“ Der Bauer lächelte und sagte: „Ihr seid ein Graf oder Fürst, oder gar ein Herzog, vornehme Herren haben manchmal solch ein Gelüsten; Euer Wunsch soll aber erfüllt werden.“ Die Frau ging in die Küche und sie fing an Kartoffel zu waschen und zu reiben und wollte Klöße daraus bereiten, wie sie die Bauern essen. Während sie bei der Arbeit stand, sagte der Bauer zu dem Fremden, „kommt einstweilen mit mir in meinem Hausgarten, wo ich noch etwas zu schaffen habe.“ In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einsetzen. „Habt Ihr keine Kinder,“ fragte der Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein könnten?“ —



„Nein,“ antwortete der Bauer; „ich habe freilich einen Sohn gehabt,“ setzte er hinzu, „aber der ist schon seit langer Zeit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört.“ Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben: und als er Erde hineingeschaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. „Aber sagt mir,“ sprach der Herr, „warum bindet Ihr den krummen knorrichtigen Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?“ Der Alte lächelte und sagte: „Herr, Ihr redet wie Ihr's versteht: man sieht wohl, daß Ihr Euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknorrt, den kann niemand mehr gerad machen: Bäume muß man ziehen, so lange sie jung sind.“ — „Es ist wie bei Euerm Sohn,“ sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knorzig geworden sein.“ — „Freilich,“ antwortete der Alte, „es ist schon lange, seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben.“ — „Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?“ fragte der Fremde. „Um Gesicht schwerlich,“ antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht.“ Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, ent-



blößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott,“ rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn,“ und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber,“ setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? auf welchem Weg bist du dazu gelangt?“ — „Ach, Vater,“ erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen: jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerad. Wie ich das alles erworben habe? ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel:

wonach mich gelüftet, das ist mein. Glaubst nicht, daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Ueberfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher: ich gebe ihnen lieber als daß ich ihnen etwas nehme. So auch was ich ohne Mühe, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an.“ — „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir, es nimmt kein gutes Ende.“ Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude, als er ihr aber sagte, daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie, „wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.“

Sie setzten sich an den Tisch und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach: „wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt wer du bist und was du treibst, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat als er dich am Tauffstein hielt, sondern er läßt dich am Galgenstrick schaukeln.“ — „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.“ Als die Abendzeit sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erbleichte er und schwieg eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er: „du bist mein Pate, des-

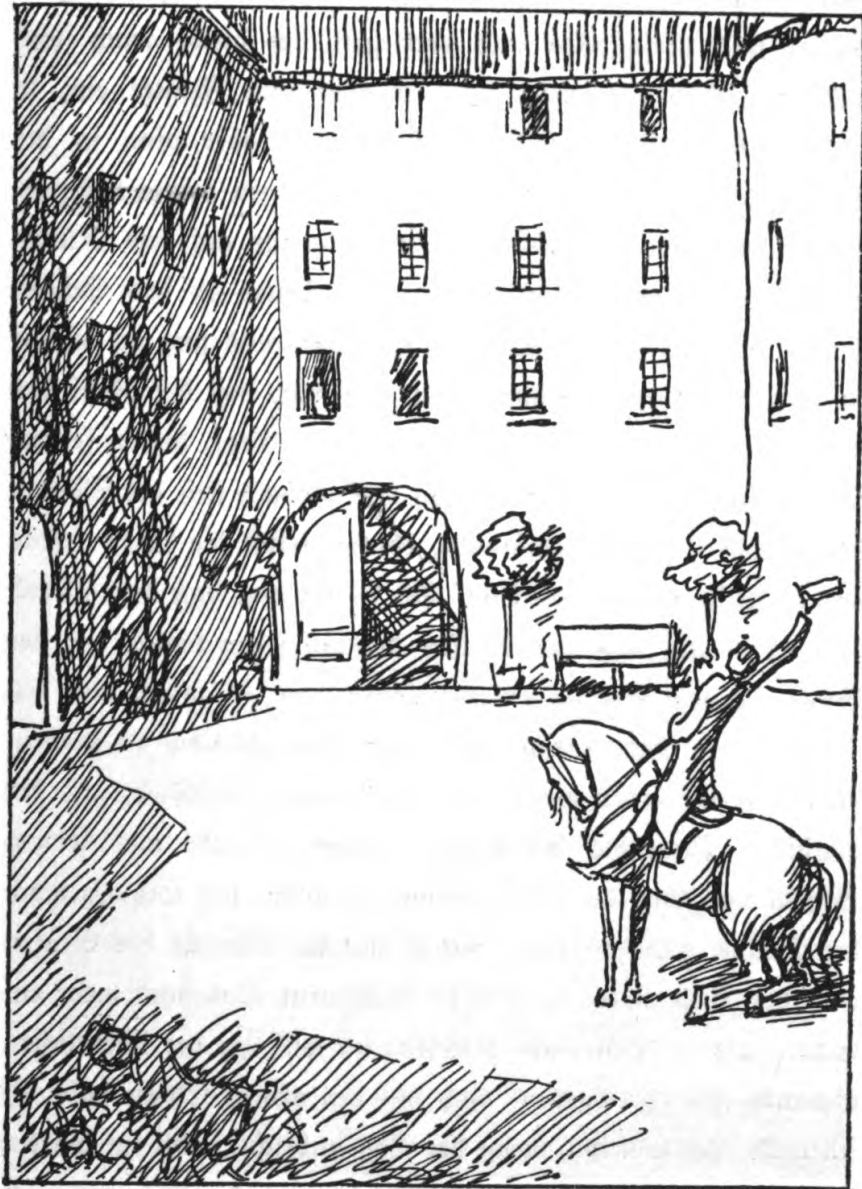
halb will ich Gnade für Recht ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Geträgze der Raben soll deine Musit dabei sein.“ — „Herr Graf,“ antwortete der Meister, „denkt Euch drei Stücke aus, so schwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löse, so tut mit mir wie Euch gefällt.“ Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er, „wohlan, zum ersten sollst du mir mein Leibpferd aus dem Stalle stehlen, zum andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne das wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger: zum dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und Küster aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.“

Der Meister begab sich in die zunächst liegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauernfrau die Kleider ab und zog sie an. Dann färbte er sich das Gesicht braun und malte sich noch Runzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wieder erkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein starker Schlaftrunk gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Röhre, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, schwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkel als er anlangte: er setzte sich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu husten, wie eine alte brustfranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der

Türe des Pferdestalls lagen Soldaten um ein Feuer: einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu: „komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest.“ Die Alte trippelte herbei, bat ihr die Röcke vom Rücken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. „Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?“ fragte einer. „Einen guten Schluck Wein,“ antwortete sie, „ich ernähre mich mit dem Sackel, für Geld und gute Worte gebe ich euch gerne ein Glas.“ — „Nur her damit,“ sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er, „wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr,“ ließ sich nochmals einschenken, und die andern folgten seinem Beispiel. „Heda, Kameraden,“ rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, „hier ist ein Mütterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer.“ Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gefattelte Leibpferd gesetzt, ein anderer hielt den Saum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein, so viel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange, so fiel dem einen der Saum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der, welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Munde wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der

Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah, daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Saums ein Seil in die Hand, und dem andern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch; aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herunter werfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber guten Rat, er schnallte den Sattelgurt auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an dem Sattel fest, und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm also zuvor die Hufen mit alten Lumpen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Morgen, Herr Graf,“ rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stall geholt habe. Schaut nur, wie schön Eure Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den Stall gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich's Eure Wächter gemacht haben.“ Der Graf mußte lachen, dann sprach er, „einmal ist dir's gelungen, aber das zweitemal wird's nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb.“



Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte: „alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ein, so schieße ich ihn nieder.“ Der Meisterdieb aber ging in der Dunkelheit hinaus zu dem Galgen, schnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und fing an hinauf zu steigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett lauerte, eine Pistole auf ihn los; alsbald ließ der Meister den armen Sünder hinabfallen, sprang selbst die Leiter herab und versteckte sich in einer Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort fing er an ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Jetzt,“ dachte der Dieb, „ist der günstigste Augenblick gekommen,“ schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau,“ fing er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Bettuch, so will ich die Leiche einhüllen und ihn wie einen



Sund verscharren.“ Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was,“ sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Anwandlung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen.“ Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern tat, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannst du hegen!“ sagte er zu ihm, „wer hat dich aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?“ — „Mich habt Ihr nicht begraben,“ sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder am Galgen,“ und erzählte ausführlich wie es zugegangen war; und der Graf mußte ihm zugestehen, daß er ein gescheiter und listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende,“ setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilft dir alles nichts.“ Der Meister lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm, und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurze Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den

Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort bis auch der letzte aus dem Sacke war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Mönchskutte ausah und klebte sich



einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich wahr, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Die Turmuhr schlug eben zwölf; als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter gellender Stimme: „hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, der

jüngste Tag ist nahe: hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der kriecht in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstüre öffnet und schließt. Seht ihr, draußen auf



dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln ihre Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter.“ Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Rüstler, die zunächst an der Kirche

wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umherwandelten, merkten sie, daß etwas Ungewöhnliches vorging und traten in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da stieß der Rüster den Pfarrer an und sprach: „es wäre nicht übel, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zusammen vor dem Einbruch des jüngsten Tags auf eine leichte Art in den Himmel kämen.“ — „Freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „das sind auch meine Gedanken gewesen: habt Ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen.“ — „Ja,“ antwortete der Rüster, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach.“ Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Kanzel, wo der Meister den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Rüster. Gleich band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bausch und schleifte ihn die Kanzeltreppe hinab, so oft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er: „jetzt geht's schon über die Berge“. Dann zog er sie auf gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er: „jetzt geht's schon durch die nassen Wolken,“ und als er sie endlich die Schloßstreppe hinaufzog, so rief er: „jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein.“ Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er: „hört ihr wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen.“ Dann schob er den Riegel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er sich zu dem Grafen, und sagte ihm, daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer

und Rüster aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo hast du sie gelassen?“ fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden sich ein, sie wären im Himmel.“ Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und Rüster



aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er: „du bist ein Erzdieb, und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache daß du aus meinem Land fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen.“ Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.



Der Trommler

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See, da sah er an dem Ufer

drei Stückchen weiße Leinwand liegen. „Was für feines Leinen,“ sprach er und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm, als nenne jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief: „Trommeler, Trommeler, wach auf.“ Er konnte, da es finstre Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor, als schwebte eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. „Was willst du?“ fragte er. „Gieb mir mein Hemdchen zurück,“ antwortete die Stimme, „das du mir gestern Abend am See weggenommen hast.“ — „Du sollst es wieder haben,“ sprach der Trommler, „wenn du mir sagst wer du bist.“ — „Ach,“ erwiderte die Stimme, „ich bin die Tochter eines mächtigen Königs, aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten, und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden, aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fort fliegen. Meine Schwestern haben sich fortgemacht, ich aber habe zurück bleiben müssen. Ich bitte dich, gib mir mein Hemdchen wieder.“ — „Sei ruhig, armes Kind,“ sprach der Trommler, „ich will dir’s gerne zurückgeben.“ Er holte es aus seiner Tasche, und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie erfaßte es hastig, und wollte damit fort. „Weile einen Augenblick,“ sagte er, „vielleicht kann ich dir helfen.“ — „Helfen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber zu dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kommst du nicht hinauf.“ —



„Was ich will, das kann ich,“ sagte der Trommler, „ich habe Mitleid mit dir und ich fürchte mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der nach dem Glasberge führt.“ — „Der Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menschenfresser haufen,“ antwortete sie, „mehr darf ich dir nicht sagen.“ Darauf hörte er wie sie fortschwirrte.

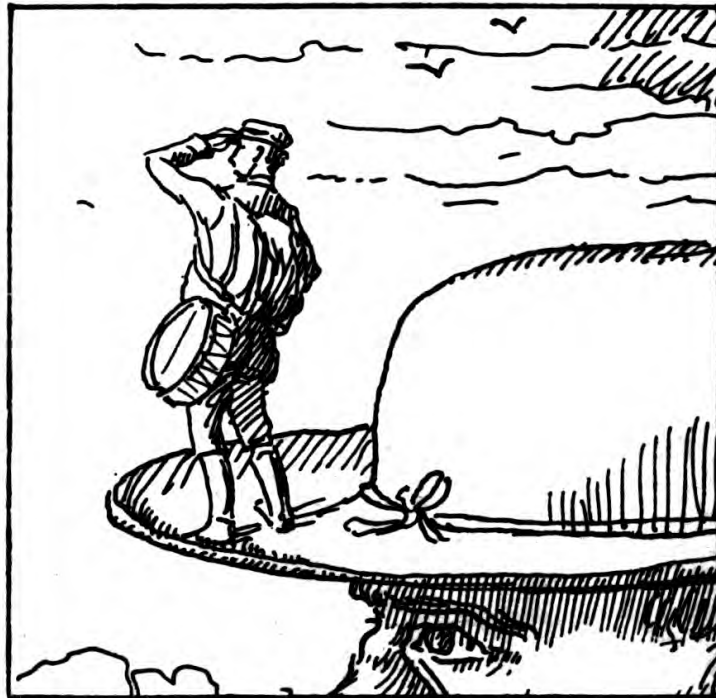
Bei Anbruch des Tags machte sich der Trommler auf,

hing seine Trommel um und ging ohne Furcht geradezu in den Wald hinein. Als er ein Weilchen gegangen war und keinen Riesen erblickte, so dachte er, „ich muß die Langeschläfer aufwecken“, hing die Trommel vor und schlug einen Wirbel, daß die Vögel aus den Bäumen mit Geschrei aufflogen. Nicht lange, so hob sich auch ein Riese in die Höhe, der im Gras gelegen und geschlafen hatte, und war so groß wie eine Tanne. „Du Wicht,“ rief er ihm zu, „was trommelst du hier und weckst mich aus dem besten Schlaf?“ — „Ich trommle,“ antwortete er, „weil viele Tausende hinter mir herkommen, damit sie den Weg wissen.“ — „Was wollen die hier in meinem Wald?“ fragte der Riese. „Sie wollen dir den Garaus machen und den Wald von einem Ungetüm, wie du bist, säubern.“ — „Oho,“ sagte der Riese, „ich trete euch wie Ameisen tot.“ — „Meinst du, du könntest gegen sie etwas ausrichten?“ sprach der Trommler, wenn du dich bückst, um einen zu packen, so springt er fort und versteckt sich, wie du dich aber niederlegst und schliffst, so kommen sie aus allen Gebüschen herbei, und kriechen an dir hinauf. Jeder hat einen Hammer von Stahl am Gürtel stecken, damit schlagen sie dir den Schädel ein.“ Der Riese ward verdrießlich und dachte, „wenn ich mich mit dem listigen Volk befasse, so könnte es doch zu meinem Schaden ausschlagen. Wölfen und Bären drücke ich die Gurgel zusammen, aber vor den Erdwürmern kann ich mich nicht schützen.“ — „Hör, kleiner Kerl,“ sprach er, „zieh wieder ab, ich verspreche dir, daß ich dich und deine Gefellen in Zukunft in Ruhe lassen will, und hast du noch einen Wunsch,



so sag's mir, ich will dir wohl etwas zu Gefallen tun." —
„Du hast lange Beine," sprach der Trommler, „und kannst
schneller laufen als ich, trag mich zum Glasberge, so will ich

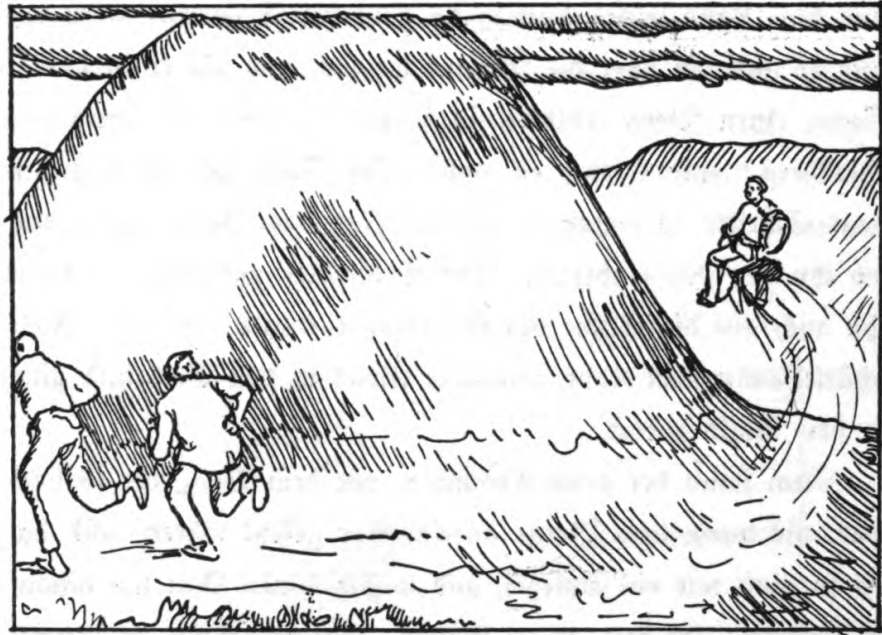
den Meinigen ein Zeichen zum Rückzug geben, und sie sollen dich diesmal in Ruhe lassen.“ — „Komm her, Wurm,“ sprach der Riese, „setz dich auf meine Schulter, ich will dich tragen wohin du verlangst.“ Der Riese hob ihn hinauf, und der Trommler fing oben an nach Herzenslust auf der Trommel



zu wirbeln. Der Riese dachte, „das wird das Zeichen sein, daß das andere Volk zurückgehen soll.“ Nach einer Weile stand ein zweiter Riese am Weg, der nahm den Trommler dem ersten ab und steckte ihn in sein Knopfloch. Der Trommler faßte den Knopf, der wie eine Schüssel groß war, hielt sich daran und schaute ganz lustig umher. Dann kamen sie zu einem dritten, der nahm ihn aus dem Knopfloch und setzte ihn

auf den Rand seines Hutes; da ging der Trommler oben auf und ab und sah über die Bäume hinaus, und als er in blauer Ferne einen Berg erblickte, so dachte er, „das ist gewiß der Glasberg,“ und er war es auch. Der Riese tat nur noch ein paar Schritte, so waren sie an dem Fuß des Bergs angelangt, wo ihn der Riese absetzte. Der Trommler verlangte, er sollte ihn auch auf die Spitze des Glasberges tragen, aber der Riese schüttelte mit dem Kopf, brummte etwas in den Bart und ging in den Wald zurück.

Nun stand der arme Trommler vor dem Berg, der so hoch war, als wenn drei Berge aufeinander gesetzt wären, und dabei so glatt wie ein Spiegel, und wußte keinen Rat um hinauf zu kommen. Er fing an zu klettern, aber vergeblich, er rutschte immer wieder herab. „Wer jetzt ein Vogel wäre,“ dachte er, aber was half das Wünschen, es wuchsen ihm keine Flügel. Indem er so stand, und sich nicht zu helfen wußte, erblickte er nicht weit von sich zwei Männer, die heftig miteinander stritten. Er ging auf sie zu und sah, daß sie wegen eines Sattels uneins waren, der vor ihnen auf der Erde lag und den jeder von ihnen haben wollte. „Was seid ihr für Narren,“ sprach er, „zankt euch um einen Sattel und habt kein Pferd dazu.“ — „Der Sattel ist wert, daß man darum streitet,“ antwortete der eine von den Männern, „wer darauf sitzt und wünscht sich irgend wohin, und wär's ans Ende der Welt, der ist im Augenblick angelangt, wie er den Wunsch ausgesprochen hat. Der Sattel gehört uns gemeinschaftlich, die Reize darauf zu reiten ist an mir, aber der andere will es nicht zulassen.“ —



„Den Streit will ich bald austragen,“ sagte der Trommler, ging eine Strecke weit und steckte einen weißen Stab in die Erde. Dann kam er zurück und sprach: „jetzt lauft nach dem Ziel, wer zuerst dort ist, der reitet zuerst.“ Beide setzten sich in Trab, aber kaum waren sie ein paar Schritte weg, so schwang sich der Trommler auf den Sattel, wünschte sich auf den Glasberg, und ehe man die Hand umdrehte, war er dort. Auf dem Berg oben war eine Ebene, da stand ein altes steinernes Haus, und vor dem Haus lag ein großer Fischteich, dahinter aber ein finsterner Wald. Menschen und Tiere sah er nicht, es war alles still, nur der Wind raschelte in den Bäumen, und die Wolken zogen ganz nah über seinem Haupt weg. Er trat an die Türe und klopfte an. Als er zum drittenmal geklopft hatte, öffnete eine Alte mit buntem Gesicht und roten

Augen die Türe; sie hatte eine Brille auf ihrer langen Nase und sah ihn scharf an, dann fragte sie, was sein Begehren wäre. „Einlaß, Kost und Nachtlager,“ antwortete der Trommler. „Das sollst du haben,“ sagte die Alte, „wenn du dafür drei Arbeiten verrichten willst.“ — „Warum nicht?“ antwortete er, „ich scheue keine Arbeit, und wenn sie noch so schwer ist.“ Die Alte ließ ihn ein, gab ihm Essen und abends ein gutes Bett. Am Morgen als er ausgeschlafen hatte, nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem dürrer Finger, reichte ihn dem Trommler hin und sagte: „jetzt geh an die Arbeit und schöpfe den Teich draußen mit diesem Fingerhut aus; aber ehe es Nacht wird mußt du fertig sein, und alle Fische, die



in dem Wasser sind, müssen nach ihrer Art und Größe ausgesucht und nebeneinander gelegt sein.“ — „Das ist eine seltsame Arbeit,“ sagte der Trommler, ging aber zu dem Teich und fing an zu schöpfen. Er schöpfte den ganzen Morgen, aber was kann man mit einem Fingerhut bei einem großen Wasser ausrichten, und wenn man tausend Jahre schöpft? Als es Mittag war, dachte er, „es ist alles umsonst, und ist einerlei, ob ich arbeite oder nicht,“ hielt ein, und setzte sich nieder. Da kam ein Mädchen



aus dem Haus gegangen, stellte ihm ein Körbchen mit Essen hin, und sprach: „du sitzt da so traurig, was fehlt dir?“ Er blickte es an und sah, daß es wunderschön war. „Ach,“ sagte er, „ich kann die erste Arbeit nicht vollbringen, wie wird es mit den andern werden? Ich bin ausgegangen eine Königstochter zu suchen, die hier wohnen soll, aber ich habe sie nicht gefunden; ich will weiter gehen.“ — „Bleib hier,“ sagte das Mädchen,

„ich will dir aus deiner Not helfen. Du bist müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und schlaf. Wenn du wieder aufwachst, so ist die Arbeit getan.“ Der Trommler ließ sich das nicht zweimal sagen. Sobald ihm die Augen zufielen, drehte sie einen Wunschring und sprach: „Wasser herauf, Fische heraus.“ Als bald stieg das Wasser wie ein weißer Nebel in die Höhe und zog mit den andern Wolken fort, und die Fische schnalzten, sprangen ans Ufer, und legten sich nebeneinander, jeder nach seiner Größe und Art. Als der Trommler erwachte, sah er mit Erstaunen, daß alles vollbracht war. Aber das Mädchen sprach: „einer von den Fischen liegt nicht bei seinesgleichen, sondern ganz allein. Wenn die Alte heute Abend kommt und sieht, daß alles geschehen ist, was sie verlangt hat, so wird sie fragen: „was soll dieser Fisch allein?“ Dann wirf ihr den Fisch ins Angeficht und sprich: „der soll für dich sein, alte Hege“. Abends kam die Alte, und als sie die Frage getan hatte, so warf er ihr den Fisch ins Gesicht. Sie stellte sich, als merkte sie es nicht und schwieg still, aber sie blickte ihn mit boshaften Augen an. Am andern Morgen sprach sie: „gestern hast du es zu leicht gehabt, ich muß dir schwerere Arbeit geben. Heute mußt du den ganzen Wald umhauen, das Holz in Scheite spalten und in Klastern legen, und am Abend muß alles fertig sein.“ Sie gab ihm eine Art, einen Schläger und zwei Reile. Aber die Art war von Blei, der Schläger und die Reile waren von Blech. Als er anfing zu hauen, so legte sich die Art um, und Schläger und Reile drückten sich zusammen. Er wußte sich nicht zu helfen, aber mittags kam das Mädchen wieder



mit dem Essen und tröstete ihn. „Lege deinen Kopf in meinen Schoß,“ sagte sie, „und schlaf, wenn du aufwachst, so ist die Arbeit getan.“ Sie drehte ihren Wunschring, in dem Augenblick sank der ganze Wald mit Krachen zusammen, das Holz

spaltete sich von selbst, und legte sich in Klaftern zusammen; es war als ob unsichtbare Riesen die Arbeit vollbrächten. Als er erwachte, sagte das Mädchen: „siehst du, das Holz ist geklaffert und gelegt; nur ein einziger Ast ist übrig, aber wenn die Alte heute Abend kommt und fragt was der Ast solle, so gib ihr damit einen Schlag und sprich, der soll für dich sein, du Hege.“ Die Alte kam, „siehst du,“ sprach sie, „wie leicht die Arbeit war: aber für wen liegt der Ast noch da?“ — „Für dich, du Hege,“ antwortete er und gab ihr einen Schlag damit. Aber sie tat als fühlte sie es nicht, lachte höhnisch und sprach: „morgen früh sollst du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden und verbrennen.“ Er stand mit Anbruch des Tages auf und fing an das Holz herbei zu holen, aber wie kann ein einziger Mensch einen ganzen Wald zusammentragen? die Arbeit rückte nicht fort. Doch das Mädchen verließ ihn nicht in der Not: es brachte ihm mittags seine Speise, und als er gegessen hatte, legte er seinen Kopf in den Schoß und schlief ein. Bei seinem Erwachen brannte der ganze Holzstoß in einer ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel ausstreckte. „Hör mich an,“ sprach das Mädchen, „wenn die Hege kommt, wird sie dir allerlei auftragen: tust du ohne Furcht, was sie verlangt, so kann sie dir nichts anhaben: fürchtest du dich aber, so packt dich das Feuer und verzehrt dich. Zuletzt, wenn du alles getan hast, so packe sie mit beiden Händen, und wirf sie mitten in die Glut.“ Das Mädchen ging fort, und die Alte kam herangeschlichen, „hu! mich friert,“ sagte sie, „aber das ist ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird

mir wohl. Aber dort liegt ein Klotz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Hast du das noch getan, so bist du frei, und kannst ziehen wohin du willst. Nur munter hinein.“ Der Trommler besann sich nicht lange, sprang mitten in die Flammen, aber sie taten ihm nichts, nicht einmal die Haare konnten sie ihm verfengen. Er trug den Klotz heraus und legte ihn hin. Kaum aber hatte das Holz die Erde berührt, so verwandelte es sich, und das schöne Mädchen stand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte: und an den seidenen goldglänzenden Kleidern, die es an hatte, merkte er wohl, daß es die Königstochter war. Aber die Alte lachte giftig und sprach: „du meinst du hättest sie, aber du hast sie noch nicht.“ Eben wollte sie auf das Mädchen losgehen, und es fortziehen, da packte er die Alte mit beiden Händen, hob sie in die Höhe, und warf sie den Flammen in den Rachen, die über ihr zusammenschlugen, als freuten sie sich, daß sie eine Heze verzehren sollten.

Die Königstochter blickte darauf den Trommler an, und als sie sah, daß es ein schöner Jüngling war und bedachte, daß er sein Leben daran gesetzt hatte, um sie zu erlösen, so reichte sie ihm die Hand und sprach: „du hast alles für mich gewagt, aber ich will auch für dich alles tun. Versprichst du mir deine Treue, so sollst du mein Gemahl werden. An Reichtümern fehlt es uns nicht, wir haben genug an dem, was die Heze hier zusammengetragen hat.“ Sie führte ihn in das Haus, da standen Kisten und Kasten, die mit ihren Schätzen angefüllt waren. Sie ließen Gold und Silber liegen und nahmen nur die Edelsteine. Sie wollte nicht länger auf dem Glasberg bleiben, da sprach er zu

ihr: „setz dich zu mir auf meinen Sattel, so fliegen wir hinab wie Vögel.“ — „Der alte Sattel gefällt mir nicht,“ sagte sie, „ich brauche nur an meinem Wunschring zu drehen, so sind wir



zu Haus.“ — „Wohlan,“ antwortete der Trommler, „so wünsch uns vor das Stadthor.“ Im Nu waren sie dort, der Trommler aber sprach: „ich will erst zu meinen Eltern gehen und ihnen Nachricht geben, harre mein hier auf dem Feld, ich will

bald zurück sein. „Ach,“ sagte die Königstochter, „ich bitte dich, nimm dich in acht, küsse deine Eltern bei deiner Ankunft nicht auf die rechte Wange, denn sonst wirst du alles vergessen, und ich bleibe hier allein und verlassen auf dem Feld zurück.“ — „Wie kann ich dich vergessen?“ sagte er und versprach ihr in die rechte Hand recht bald wieder zu kommen. Als er in sein väterliches Haus trat, wußte niemand wer er war, so hatte er sich verändert, denn die drei Tage, die er auf dem Glasberg zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen. Da gab er sich zu erkennen, und seine Eltern fielen ihm vor Freude um den Hals, und er war so bewegt in seinem Herzen, daß er sie auf beide Wangen küßte und an die Worte des Mädchens nicht dachte. Wie er ihnen aber den Kuß auf die rechte Wange gegeben hatte, verschwand ihm jeder Gedanke an die Königstochter. Er leerte seine Taschen aus und legte Händevoll der größten Edelsteine auf den Tisch. Die Eltern wußten gar nicht, was sie mit dem Reichtum anfangen sollten. Da baute der Vater ein prächtiges Schloß, von Gärten, Wäldern und Wiesen umgeben, als wenn ein Fürst darin wohnen sollte. Und als es fertig war, sagte die Mutter, „ich habe ein Mädchen für dich ausgesucht, in drei Tagen soll die Hochzeit sein“. Der Sohn war mit allem zufrieden, was die Eltern wollten.

Die arme Königstochter hatte lange vor der Stadt gestanden und auf die Rückkehr des Jünglings gewartet. Als es Abend ward, sprach sie: „gewiß hat er seine Eltern auf die rechte Wange geküßt, und hat mich vergessen.“ Ihr Herz war voll Trauer, sie wünschte sich in ein einsames Waldhäuschen und wollte nicht wieder an den Hof ihres Vaters zurück. Jeden



Abend ging sie in die Stadt, und ging an seinem Haus vorüber; er sah sie manchmal, aber er kannte sie nicht mehr. Endlich hörte sie wie die Leute sagten: „morgen wird seine Hochzeit gefeiert“. Da sprach sie: „ich will versuchen ob ich sein Herz wieder gewinne“. Als der erste Hochzeitstag gefeiert ward, da drehte sie ihren Wunschring und sprach: „ein Kleid so glänzend wie die Sonne“. Als bald lag das Kleid vor ihr und war so glänzend, als wenn es aus lauter Sonnenstrahlen gewebt wäre. Als alle Gäste sich versammelt hatten, so trat sie in den Saal. Jedermann wunderte sich über das schöne Kleid, am meisten die Braut, und da schöne Kleider ihre größte Lust waren, so ging sie zu der Fremden und fragte, ob sie es ihr verkaufen wollte. „Für

Geld nicht," antwortete sie, „aber wenn ich die erste Nacht vor der Türe verweilen darf, wo der Bräutigam schläft, so will ich es hingeben.“ Die Braut konnte ihr Verlangen nicht bezwingen und willigte ein, aber sie mischte dem Bräutigam einen Schlafrunk in seinen Nachtwein, wovon er in tiefen Schlaf verfiel. Als nun alles still geworden war, so lauerte sich die Königstochter vor die Türe der Schlafkammer, öffnete sie ein wenig und rief hinein:

„Frommler, Frommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gefessen?
Habe ich vor der Hege nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue die Hand gegeben?
Frommler, Frommler, hör mich an.“

Aber es war alles vergeblich, der Frommler wachte nicht auf, und als der Morgen anbrach, mußte die Königstochter unverrichteter Dinge wieder fortgehen. Am zweiten Abend drehte sie ihren Wunschring und sprach: „ein Kleid so silbern als der Mond.“ Als sie mit dem Kleid, das so zart war, wie der Mondschein, bei dem Fest erschien, erregte sie wieder das Verlangen der Braut und gab es ihr für die Erlaubnis auch die zweite Nacht vor der Türe der Schlafkammer zubringen zu dürfen. Da rief sie in nächtlicher Stille:

„Frommler, Frommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gefessen?
Habe ich vor der Hege nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Frommler, Frommler, hör mich an.“



Aber der Frommler, von dem Schlaftrunk betäubt, war nicht zu erwecken. Traurig ging sie den Morgen wieder zurück in ihr Waldhaus. Aber die Leute im Haus hatten die Klage des fremden Mädchens gehört und erzählten dem Bräutigam davon; sie sagten ihm auch, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, etwas davon zu vernehmen, weil sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein geschüttet hätten. Am dritten Abend drehte die Königstochter den Wunschring und sprach: „ein Kleid flimmernd wie Sterne“. Als sie sich darin auf dem Fest zeigte, war die Braut über die Pracht des Kleides, das die andern weit übertraf, ganz außer sich und sprach: „ich soll und muß es haben“. Das Mädchen gab es, wie die andern, für die Erlaubnis die Nacht vor der Türe des Bräutigams zuzubringen. Der Bräutigam aber trank den Wein nicht, der ihm vor dem Schlafengehen gereicht wurde, sondern goß ihn hinter das Bett. Und als alles im Haus still geworden war, so hörte er eine sanfte Stimme, die ihn anrief:

„Frommler, Frommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gegessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Frommler, Frommler, hör mich an.“

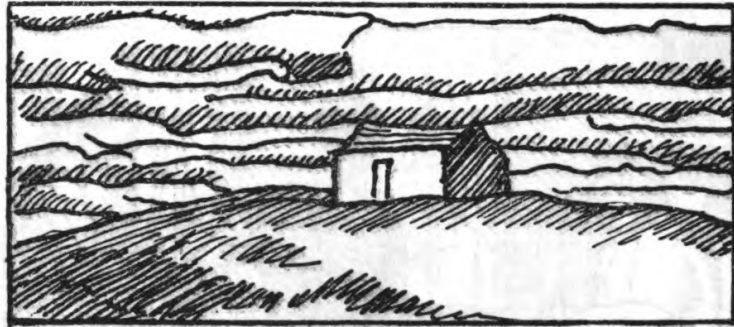
Plötzlich kam ihm das Gedächtnis wieder. „Ach,“ rief er, wie habe ich so treulos handeln können, aber der Kuß, den ich meinen Eltern in der Freude meines Herzens auf die rechte Wange gegeben habe, der ist schuld daran, der hat mich be-

täubt.“ Er sprang auf, nahm die Königstochter bei der Hand und führte sie zu dem Bett seiner Eltern. „Das ist meine rechte Braut,“ sprach er, „wenn ich die andere heirate, so tue ich großes Unrecht.“ Die Eltern, als sie hörten wie alles sich zugetragen hatte, willigten ein. Da wurden die Lichter im Saal wieder angezündet, Pauen und Trompeten herbei geholt, die Freunde und Verwandten eingeladen wieder zu kommen, und die wahre Hochzeit ward mit großer Freude gefeiert. Die erste Braut behielt die schönen Kleider zur Entschädigung und gab sich zufrieden.



Inhaltsverzeichnis

| | Seite |
|------------------------------|-------|
| Bruder Lustig | 7 |
| Von dem Nachhandelboom | 26 |
| Das Waldhaus | 46 |
| Meister Pfriem | 58 |
| Der Meisterdieb. | 67 |
| Der Frommler | 83 |



Hof- Buch- und -Steindruckerei Dietzsch & Brückner, Weimar





